

Hightech-Kreuzritter, winkend

Am 17. Mai um 13.30 Uhr überquerte Daniel Ludwig auf seinem Mountainbike die Ziellinie der Tour d'Afrique 2004. Am Hafenufer in Kapstadt endete ein Abenteuer, das vier Monate vorher vor den Pyramiden in Kairo seinen Anfang genommen hatte. Ein Blick zurück auf 120 Tage zwischen Himmel und Hölle.

DANIEL LUDWIG*

Der Gepard lag in merkwürdiger Schräglage drei Meter entfernt im Gras und hatte die Augen starr auf mich gerichtet. Das Maul mit den eindrucksvollen Fangzähnen war weit aufgerissen, der gefleckte, sehnige Körper schien bereit zum Sprung. Den Augen kaum traugend, bremste ich hastig ab, doch nach einer Schrecksekunde war klar: Der Gepard war tot, seine vermeintliche Vitalität blasse Totenstarre, sein irritierend lebendiger Ausdruck nur eine eingefrorene Reminiszenz an ein bewegtes, hartes Leben in der Savanne.

Das Tier musste in der vorhergehenden Nacht überfahren worden sein. Ein stechender Geruch von frischem Kot und Blut, von verwesendem Fleisch und trockenem Gras stieg mir in die Nase, ähnlich dem süßlich-fauligen Parfum, das durch den hinteren Teil des Tierparks Dählhölzli strich, wenn mein Vater mir das Wildkatzengehege und die Luchse zeigte.

Jetzt sass ich verdreht und verschwitzt im nördlichen Tansania auf einem Mountainbike vor einem echten, toten Gepard und fühlte Traurigkeit. Selbst die atemberaubende Topografie hatte nichts Tröstendes an sich, im Gegenteil: Sie schien teilnahmslos und

unberührt. Links in der Ferne – die spektakulären Gipfelkrater in dichten Wolken hässlich verborgen – lag lang gestreckt der mächtige Unterbau des Kilimandscharo. Rechts türmten sich vielfarbige Vegetationsstufen zum stolzen Fünftausender Mt. Meeru. Auch er gab sich mit edel umwolktem Gipfel gleichgültig entrückt.

Ich nahm als Freizeit-Mountainbiker – zusammen mit dreissig anderen Fahrern – an der Tour d'Afrique 2004 teil. Mein einziger Ehrgeiz war, mit meinem BMC-Bike Kapstadt Mitte Mai zu erreichen und bei aller Beschaulichkeit möglichst jeden Meter zu fahren. Doch hier auf dieser tansanischen Hochebene war mir das egal. Ich war müde und verspürte einen wütenden Hunger. Misstrauisch kontrollierte ich meinen Velocomputer. Er zeigte seit dem Start in Kairo – vor den Pyramiden in Giza am 17. Januar 2004 – annähernd 5500 Kilometer. Der Tageszähler gab 65 Kilometer seit der kenianischen Grenzstadt Naman-ga an.

Es war also mindestens noch dieselbe Distanz bis zum Etappenort Arusha zu fahren, der Lastwagen mit der Zwischenverpflegung konnte nicht mehr weit sein. Ich fuhr los, und bereits nach wenigen Kilometern stand unser Begleitfahrzeug in einer Kurve unter einem schattenspendenden Akazienbaum.

«Das Gepardweibchen hat vor kurzem geworfen, die Zitzen waren voller Milch», erklärte mir Susan, unsere Mechanikerin und Köchin. Dann liess sie uns pausierende Biker kurzum stehen und fuhr mit dem Truck zurück, um nach eventuellen Gepardjungen zu sehen. Doch sie fand nichts. Als erfahrene Tierkennerin entdeckte sie später mit

dem Fernglas von weitem ein paar männliche Löwen, die unter einem Baum irgendetwas frassen. «Vielleicht fressen sie die Gepardjungen», meinte sie lakonisch, legte die Stirn in Falten und steckte sich eine Zigarette an.

Wir Teilnehmer der Tour d'Afrique hatten bereits eine ganze Palette verschiedenster Tierleichen gesehen. Die totgefahrenen Vögel, Reptilien, Schlangen und Kleinsäugetiere waren zahlenmässig ihren potenziell von der Strasse aus zu beobachtenden, lebendigen Vertretern weit überlegen. Auch wenn wir in Botswana in den seltenen Genuss kamen, mit unseren Bikes direkt an Elefanten und Kudu-Antilopen heranzufahren!

Nachträgliche Schadenfreude steigt in mir auf, wenn ich mich an den arg rampolierenden Armeelastwagen im Nationalpark Marsabit in Nordkenia erinnere. Als Soldaten uns neugierigen Bikern erklärten, letzte Nacht wären sie von einem Elefanten gerammt worden. Vier ihrer Kollegen, die in der eingedrückten Frontkabine gesessen hatten, seien leicht verletzt nach Nairobi geflogen worden. Und was geschah mit dem Urheber des Zwischenfalls, dem Elefanten? «He walked away», entgegnete ein Offizier lakonisch.

Es gab aber auch noch andere, dem gängigen Afrikaklischee kaum entsprechende Imponderabilien auf unserem zuweilen steinigen Weg nach Kapstadt.

Die Königsetappe erwartete uns Ende Februar in Äthiopien. Sie führte von einem Bushcamp auf akzeptabler Piste über 60 Kilometer an den Rand eines riesigen Canyons. Dann stürzte sich die Fahrbahn 1500 m tief in die Schlucht des Blauen Nils runter, um sich gleich auf der anderen Seite auf 2500 Meter hoch gelegene Camp serpentinartig hochzuwinden. Die Piste wies alles auf, was Afrika strasentechnisch zu bieten hat: Gefährlich losen Schotter, Sand, Kies, Felsstücke, aufgebrochene, ehemals geteerte, jedoch gekrümmte Teilstücke. Dann viel Holz, Metallteile, kaputte Reifen, Ziegen, Schafe, Esel, Lastwagen, uralte, klapprige Busse, viel Dreck, Staub, Russ und Kohlenmonoxyd. Herrlich und unvergesslich.

Dazu gab es zwischen Bahir Dar am Lake Tana und der letzten Etappe vor Addis Abeba ein paar nicht allzu gravierende, doch nachhaltige und viel diskutierte Zwischenfälle. Kinder (meist Buben) bewarfen diverse Fahrer mit Steinen. Ich selber spürte zwar ein paarmal die «Druckwellen» vorbeifliegender Geschosse, wurde aber kaum ernsthaft getroffen. Während einer langen Bergetappe schaffte es hingegen ein zirka zehnjähriger Junge, mir wuchtig und gezielt einen etwa tennisballgrossen Stein direkt auf den rechten Kiefer zu katapultieren. Ein weisser Blitz durchzuckte mein Hirn, es schmerzte irrsinnig, ich fiel vom Rad, stand benommen auf, wollte den Kerl erwischen und erwürgen, aber er war natürlich weg.

Als Erinnerung an die etwas militante Art, uns Biker im äthiopischen Hochplateau willkommen zu heissen, blieb mein Kiefer zwei Tage geschwollen und hinderte mich, auf der rechten Seite zu kauen. Ausserdem bildete sich dort eine Infektion, die wochenlang nicht heilen wollte. Auch am rechten Unterschenkel blieb eine kleine Narbe zurück, Spuren eines Holzsteckens, der ursprünglich für die Hinterradspeichen vorgesehen war. Die

trockenen Kuhfladen, die mir in einem Dorf von ostentativ freundlich dastehenden Mädchen völlig überraschend auf Helm und Jersey geworfen wurden, hinterliessen nur olfaktorische Spuren.

Das ist uns sonst in ganz Afrika nie passiert. Warum ausgerechnet in Äthiopien? Vielleicht hat es damit zu tun, dass dieses Land nie kolonisiert wurde, dementsprechend die in Schwarzafrika oft noch vorherrschende servile Haltung uns Weissens gegenüber fehlt. Dann mag hinzukommen, dass die Weissens (meist nach Hungersnöten) jeweils mit vollen Händen und Brieftaschen im Hochland ankommen. Wir hingegen brachten nichts.

Vielleicht wollen die Kids aber auch nur Aufmerksamkeit. Es ist ja schon eine eigenartige Begegnung: Wir kommen auf unseren blitzblanken Bikes herangejagt wie moderne Hightech-Kreuzritter, bunt gekleidet, glänzend behelmt und eingecremt, die Augen verdeckt von dunklen Sonnenbrillen, wir sind meist sehr schnell und haben keine Zeit. Es reicht nur für hastiges Winkewinke und ein paar fraternisierende Begrüßungsfloskeln. Wir verkörpern sozusagen das perfekte Antimodell afrikanischer Beschaulichkeit. Vielleicht ist es das, was sie provoziert. Reines Bubenstreichverhalten trägt natürlich ebenfalls dazu bei. Auch ich habe als Primarschüler unter Gruppendruck italienische Gastarbeiter mit Steinen beworfen.

Es darf aber durchaus die Frage gestellt werden, weshalb ein paar Verrückte mit dem Mountainbike in einem geschützten Rahmen während vier Monaten durch zum Teil mausarme Länder fahren wollen und bereit sind, neben den zu erwartenden Strapazen auch noch Steinigungen hinzunehmen. Flüchtet da ein erlebnishungriger Mitvierziger vor dem selbstverständlich anmutenden Bequemleben in der Schweiz, vor diesem vor Sattheit rülpenden Land?

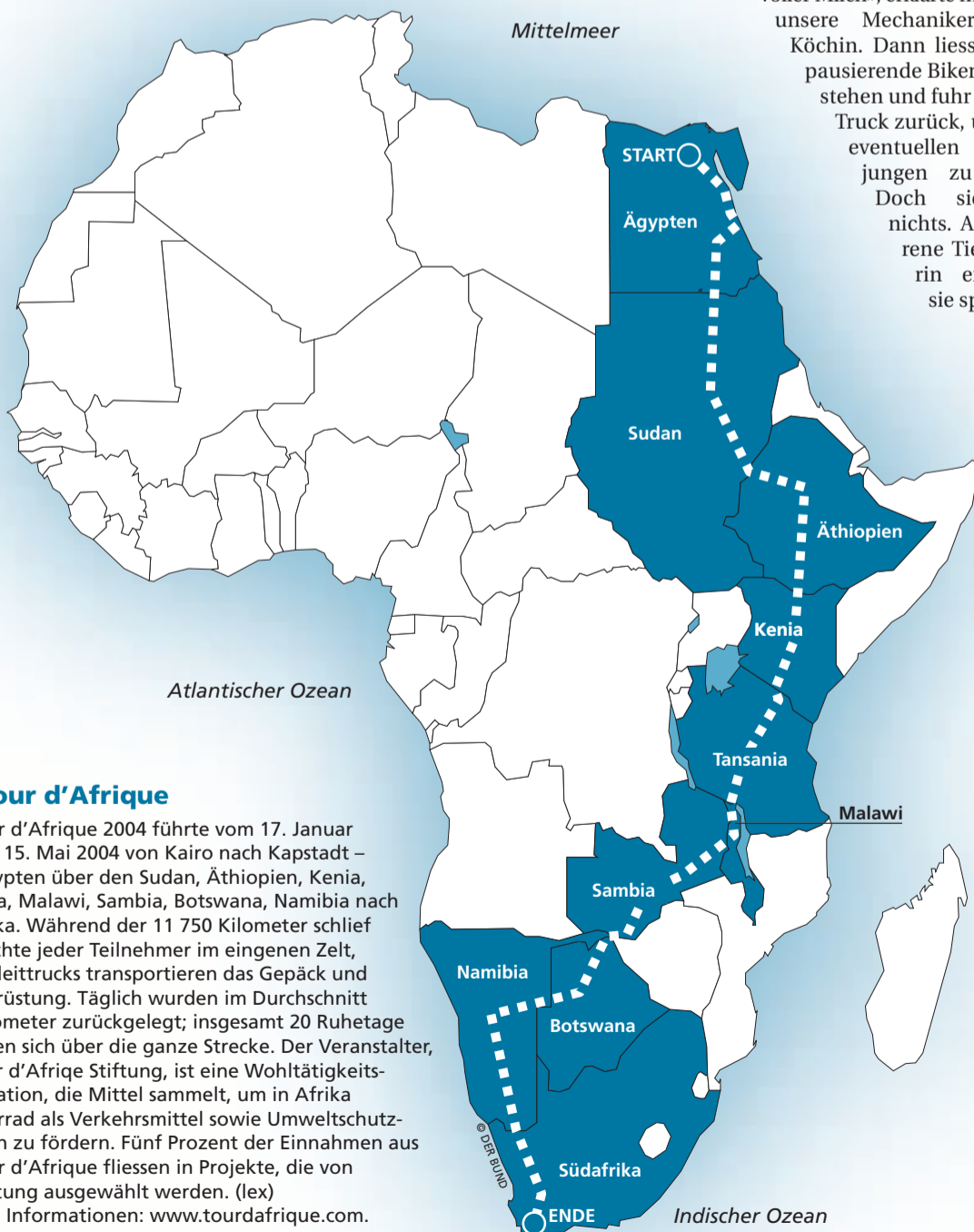
Als mögliche Antwort mag vielleicht eine Eintragung aus meinen Aufzeichnungen dienen:

«Eine Etappe der Tour d'Afrique fängt eigentlich schon am Vorabend an. Es ist strategisch ausserordentlich wichtig, wo und wie und besonders neben wem man sein Zelt platziert. Man kann, fast schon in Morpheus Armen entschwunden, brutal von einem vorher in unmittelbarer Nähe, vielleicht in einem bescheidenen Holzverschlag getarnten, urplötzlich anspringenden Dieselgenerator geweckt werden.

Dann nützen selbst verzweifelt ins Aussenohr gepresste, bereits drei Wochen alte Ohropax-Wachskugeln nichts mehr. Oder man schläft neben Personen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, ihre Nachtruhe durch einen selbst generierten Schutzschild aus Lautemissionen gröberer Kalibers zu schützen.

Vor der Etappe nach Dodoma, der Hauptstadt Tansanias, waren es gleich zwei dieser Herren der Schöpfung, die mich zur Raserei brachten. Mir insgeheim eine Beretta-Pistole mit Schalldämpfer herbeiwünschend, sah ich mich um drei Uhr morgens genötigt, ein paar Steine auf das Nachbarszelt zu werfen, um eine erderschütternde Schnarchperformance zu beenden. Das Schnarchen hörte überraschenderweise sofort auf und fing gnädigerweise erst nach drei Minuten wieder an.

Gegen vier Uhr fingen die Hunde im benachbarten Dorf an, sich für den kom-



Die Tour d'Afrique

Die Tour d'Afrique 2004 führte vom 17. Januar bis zum 15. Mai 2004 von Kairo nach Kapstadt – von Ägypten über den Sudan, Äthiopien, Kenia, Tansania, Malawi, Sambia, Botswana, Namibia nach Südafrika. Während der 11 750 Kilometer schlief und kochte jeder Teilnehmer im eigenen Zelt, die Begleittrucks transportieren das Gepäck und die Ausrüstung. Täglich wurden im Durchschnitt 117 Kilometer zurückgelegt; insgesamt 20 Ruhetage verteilten sich über die ganze Strecke. Der Veranstalter, die Tour d'Afrique Stiftung, ist eine Wohltätigkeitsorganisation, die Mittel sammelt, um in Afrika das Fahrrad als Verkehrsmittel sowie Umweltschutzanliegen zu fördern. Fünf Prozent der Einnahmen aus der Tour d'Afrique fliessen in Projekte, die von der Stiftung ausgewählt werden. (lex)
Weitere Informationen: www.tourdafrique.com.

menden Tag kanonartig einzustimmen. Etwas später, als meine Hörnerven sich schon fast an die diversen Heul- und Jaulharmonien gewöhnt hatten, hörte ich rasche Schritte neben meinem Zelt, ein unterdrücktes Stöhnen und unmittelbar danach ein explosionsartiges Geräusch, dessen nähere Beschreibung an dieser Stelle unstatthaft wäre.

Ich öffnete das Zelt und leuchtete mit meiner Stirnlampe auf den unsensiblen Störenfried, der unmittelbar neben meinem Zelt sein frühmorgendliches Geschäft verrichtete. Meine Wut wurde aber rasch gemildert. Besagte Person war ein blutjunger, mir sehr sympathischer Kollege aus Norddeutschland, der völlig zerknittert und mit wirrem Haar schuldbeusst auf mich starrte und stöhnte: 'Ich hab's nicht weiter geschafft.' (Dodoma, Tansania, 25. März 2004)

Die nachfolgende Etappe fing trotz erheblichem Schlafmanko wunderbar an. Eine sehr gut befahrbare, fast luxuriös zu nennende Lehmstraße schlängelte sich durch Busch und sekundären Regenwald. Es war frisch, ein leichter Wind kühlte mir den Rücken, zahllose Vögel zwitscherten, ein Pillendreher-Käfer überquerte schwer arbeitend mit seiner Kotkugel die Fahrbahn, ich hielt an, grüßte ihn und atmete tief ein: Just another magic African morning.

Ich lasse an dieser Stelle wieder mein Tagebuch sprechen:

«Es war mir völlig egal, dass ich am Vortag in einem der zahllosen brutalen Downhills meinen Velocomputer verloren hatte. Ich brauchte an diesen Morgen nicht zu wissen, wie viele Kilometer ich schon gefahren war. Ich war eins mit Erde, Luft und Himmel. Meine Beine wirbelten, alles war leicht und unbeschwerlich. Dazu die unmittelbare Erkenntnis: Du bist gesund, dir geht es gut, du hast das unglaubliche Privileg, mit dem Bike diese grandiosen Landschaften, diesen Mythos von einem Kontinent zu durchqueren. Du fährst mit dem Bike durch Afrika!

Bis dann dieses uns Bikern tief verhasste Pfeifgeräusch ertönte, das unweigerlich einen Druckverlust in einem der Reifen ankündigt. Ein Plattfuss. Okay. No problem. Sowas erledigt sich in zehn Minuten. Fluchen hilft nichts, davon wird der Schlauch nicht voll. Dass ich wegen dieses technischen Zwischenfalls 14 Giraffen um fünf Minuten verpassen sollte, ahnte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht. Ich erfuhr es glücklicherweise erst später bei einem Bier in Dodoma.

Später kreuzte jedoch urplötzlich ein riesiger, felliger Pavian meinen Fahrweg, ich erwischte ihn fast mit meinem Vorderrad und musste brutal bremsen. Mama Pavian kam etwas devoter aus den Büschen, überquerte – mich misstrauisch beäugend – die Piste, in ihrem Schlepptau hatte sie zwei kleinere Nachwuchspaviane, ganz zuletzt folgte der Benjamin, ein winziger Affenknierr.

Später genehmigte ich mir in einem Dorf eine lauwarne Passionsfrucht, um meinen Blutzuckerspiegel etwas anzuheben, denn ich fühlte, dass ich von den budgetierten 115 Kilometer Piste bei weitem noch nicht die 80er-Grenze erreicht hatte. Ich wurde unsicher, fragte einige ‚locals‘, wie weit es denn noch sei bis Dodoma und erhielt die erstaunlichsten Antworten.

„120 Kilometer“, meinte cool ein Halbwegsiger und hakte gleich nach: „What is

your mission?“ Ein anderer dachte lange nach, wollte wohl sein Gesicht nicht verlieren und erwiderte, es seien noch ungefähr zwei, vielleicht drei Kilometer und sagte dann zu mir: ‚You are very slow, father‘. Ich verkniff mir eine unhöfliche Antwort und fuhr wortlos weiter. Dazu fingen Beine und der Rücken an zu schmerzen, ich war todmüde und hatte im Moment von der Tour d’Afrique die Nase gestrichen voll.

Schliesslich erblickte ich in der Ferne Antennen und etwas höhere Gebäude. Dodoma, Hauptstadt der Republik Tansania, Etappenort und Schauplatz unseres morgigen Ruhetags. Ich jubelte. Alles war wieder gut. Bis der Vorderreifen wieder anfang auf der Fahrbahn zu schwimmen.

Da ich keinen Ersatzschlauch mehr hatte, flickte ich den Schlauch notdürftig, was mich weitere 20 Minuten Zeit inmitten interessiert lächelnder, einheimischer Zuschauer kostete. Endlich fuhr ich weiter und erreichte ausgepumpt und genervt das Ziel am Stadteingang, wo meine Zeit gestoppt wurde.

Der Weg zum Camp wurde mir alsdann kurz erklärt. Ich radelte Richtung Zentrum und rumpelte nach etwa 500 Metern wieder auf den Felgen. Dritte Reifenpanne heute. Jamais deux sans trois. Ich hielt einen Pickup an, der brachte mich und mein Bike kostenlos zum Camp. Dort nahm ich, statt zu zelten, ein Zimmer in einem stillen Hinterhof. Ich brauchte wirklich einen Ruhetag.» (Dodoma, Tansania, 25. März 2004)

Zehn Tage vorher – in Arusha – durften sich die müden Teilnehmer der Tour d’Afrique sogar ganze zwei Tage ausruhen. Ich erfüllte mir einen alten Kindertraum und besuchte den Ngorongoro-Krater. Ich schrieb Folgendes:

«Am morgen nach der Ankunft – die Sonne bestrich zart das vom nächtlichen Tau glitzernd behängene Elefantengras – parkierten wir auf einer rot-lehmigen Piste des Ngorongoro-Kraters inmitten von einem Dutzend tarnfarbener Toyota-Landcruiser. Im hohen Gras waren verstreute gelbliche Fellhaufen auszumachen. ‚Simba!‘ riefen routiniert die Safari-Guides, ‚Lions!‘ die Touristen und zückten ihre zahlreichen, mit riesigen Objektiven bestückten Kameras.

Es gab aber nichts abzulichten. Die Leiber der Löwen lagen praktisch unsichtbar im Gras. Ab und zu zuckte etwas, was halbwegs als ein Schweif oder ein Ohr zu erraten war, aber das war auch alles. Später dann, nach einer langen Wartezeit, überlistete eine Löwin mutig die Gravitation und hob unendlich langsam den Kopf. Den Kameras entfuhr ein Klickstakkato. Sie öffnete die Augen, blinzelte verschlafen, erhob sich praktisch in Zeitlupe, schaute lasziv in die Runde, drehte uns den Hintern zu, lief träge ein paar sehr anstrengend scheinende Schritte nach hinten und legte sich wieder ins Gras. Das war alles. Die Löwen lagen weiterhin da wie ein Haufen besoffener Studenten nach einer durchzechten Nacht auf dem feuchten Rasen einer Vorstadtvilla.

Doch zu unserem Glück wurden uns an diesem Tag auch zahlreiche andere Tierarten fotogen auf dem Silberteller präsentiert: Elefanten, Hyänen, Gazellen, Hippos, Nashörner, Kafferbüffel – und von weitem, kaum erkennbar, doch unverwechselbar: Ein Gepard. ‚Cheetah!‘ rief unser Guide. Ich zoomte mich mit



Lächelnd vor den **Pyramiden**: Daniel Ludwig mit seinem Arbeitsgerät am Start der Tour d’Afrique.



Die Mühen der Ebene: Im Sudan wurden Temperaturen bis 45 Grad Celsius gemessen.



Nach einer **Tagesetappe**: Auf der Fahrt gegen Süden wurden die «Camp locations» immer wilder. BILDER: DANIEL LUDWIG

meiner billigen Kompaktkamera hoffnungsfroh an das Tier heran. Kollege und Fotograf Dave aus Kanada meinte: ‚Too far. Forget it.‘ Ich drückte trotzdem den Auslöser.

Anschließend sassen wir dann wieder fünf Stunden im Auto für die Rückreise nach Arusha, was mir nebst der durchaus erfreulichen wildbiologischen Weiterbildung an diesem Tag vor allem eine merkwürdig unbefriedigende Müdigkeit einbrachte. Ich sehnte mich nach der entspannten Zufriedenheit in Körper und Seele nach einem langen Tag Mountain-

bike auf der Lehmstraße.» (Lake Manyara Camp Site, 20. März 2004)

Mehr als zufrieden, nämlich ausgepumpt und überwältigt, überführen wir am 15. Mai 2004 um 13.30 Uhr nach vier Monaten und 11 750 km die Ziellinie am Hafenuai in Kapstadt. Ich hatte gehofft – nachdem ich den Kilimandscharo verpasst hatte –, wenigstens den berühmten Tafelberg an unserem Ankunftstag zu sehen. Doch auch er verweigerte sich. Dichter Herbstnebel empfing die Tour

d’Afrique. Das Foto vom Gepard liess ich übrigens später entwickeln. Man sieht ausser einem hellen Fleck im Hintergrund – nichts.

¹Daniel Ludwig, Jahrgang 1956, ist Schauspieler (u. a. Ende der 1980er-Jahre am Stadttheater Bern engagiert, 2003 spielte er die Titelrolle in «Jürg Jenatsch» am Landschaftstheater Ballenberg/Brienz) und Theaterautor (u. a. «Afro Blue», «Der Boxer»). Er beendete die Tour d’Afrique als 13. von 27 Klassierten, absolvierte von den 11 750 Kilometer deren 11 400 mit dem Fahrrad und verpasste von 99 Etappen nur gerade deren drei wegen Krankheit oder Verletzung. Zurzeit arbeitet er in Kapstadt dank einem Stipendium der Stadt Bern und Pro Helvetia.